

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 21 (1931)  
**Heft:** 47

**Artikel:** Material  
**Autor:** Worthington, Henry / Andrew, Frank  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-646123>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

heutzutage geſcheit und können viel; aber fliegen, das bringen ſie doch nicht fertig. Da ſagt unſer Herrgott: Halt, bis hier her und nicht weiter.“ Nun haben ſie's doch erreicht, durchqueren nach Belieben die Lüfte und haben wie zum Triumph aus lichter Höh ſein Heim photographiert und in einer Zeitschrift erſcheinen laſſen.

Er hat's nicht mehr erlebt, der liebe Greis. Aber fliegen hat er doch noch geſehen, das ließ ſich nicht beſtreiten. Da er aber nie zugab, in einer Behauptung nicht recht zu haben, wie er anderſeits ſein Wort unter allen Umſtänden hielt, verteidigte er ſich mit den Worten: „Früher oder ſpäter fallen ſie doch alle herunter“, und davon ließ er ſich nicht abbringen.

Aber genug, ich wende das Blatt und ſtaune; denn vor mir liegen die Bilder der Herzwilerhäuſer und gar der Großeltern. Hätten die ſchlichten Leute gewußt, daß ihr Bild dazu benützt würde, eine Zeitschrift zu illuſtrieren, ſie hätten ſich um nichts in der Welt abknipſen laſſen. Es iſt ohnehin nicht mandmal vorgekommen in ihrem Leben und immer koſtete es große Ueberredungskunſt. Der Großvater würde eins wettern, wenn er die „Berner Woche“ ſähe! Es gäbe einen Auftritt, wie ich ſie oft erlebt, wenn eine Neuerung ſeine Mißbilligung erregte. Umſonſt nahm ich, als Kind der Neuzeit, die Verteidigung auf. Denn der Widerſpruch war angeſichts der alten, maſſiven Kirſchbaummöbel, der blinkenden Zinnfannen und der tickenden Sumiswalberuhr unnütz. Die ganze Umgebung ſprach der guten alten Zeit das Wort, und ich mußte kapitulieren.

Wenn's auch nicht gar friedlich ausſah, liebte ich doch ſolche Auftritte ſehr. Erſtens war es ein Zeichen guter Geſundheit und dann war die Zunge für alte Erinnerungen, denen ich immer ſo gerne lauſchte, gelöſt. Das federnloſe Kanapee bot kein weiches Sitz; aber nie ſeither, wie weich ich auch ſaß, iſt mir ſo wohl gewesen, wie an ſeiner Seite auf dem alten Möbel; wenn er in's Erzählen kam.

Was ich da zu hören bekam, ſtimmt aber mit dem Text über Herzwil in der „Berner Woche“ nicht recht überein. Nach ihm könnte man verſucht werden zu glauben, die alten Herzwiler ſeien feiernd auf dem Geſtad geſeſſen. Der Greis aber ſprach von harter Arbeit bei äußerſter Sparſamkeit. Beim erſten Lichtſchein ſei man aufgeſtanden und habe ſich erſt beim letzten niedergelegt. Selbſt im Winter hörte man in aller Herrgottsfrühe den 6 oder 8 Laß der Drescher, während in der Stube ſchon die Spinnräder ſurrten, wo die Frauen und Töchter „Wersch“ und Flaſch für ihre Leinen ſpannen.

Oft, wenn ich des Abends todmüde von ſchwerer Feldarbeit heimkehrte, mußte ich an unſere Vorfahren denken und ſtaunen, wie ſie es fertig gebracht, die gleichen Flächen mit weniger Kräften und ohne die Erleichterung durch die Maſchinen zu bebauen. Das brauchte freilich zähere Naturen als ſie das heutige Geſchlecht aufweißt! Dabei hat man ſich aufs primitivſte ernährt. Man lebte von dem, was man auf dem Hofe hatte. Frisches Fleiſch kam nur an hohen Feſttagen auf den Tiſch. Man mehgete im Winter eine alte Kuh und nach Bedarf Schweine. Das Fleiſch ſei dann oft im Sommer ſo hart geworden, daß man es am Samstag vorlochen mußte, um es am Sonntag weich zu bringen. Brot wurde gebacken, wenn der Vorrat noch für eine Woche ausreichte, damit nicht zu viel geſeſſen würde. Der Großvater behauptete aber, man ſei dabei geſünder und zufriedener geweſen als heutzutage. In der freien Zeit habe ſich die Dorfjugend unter der Linde geſammelt und da wurde nach Herzensluſt geſungen. Die Alten ſeien vor den Häuſern geſeſſen und hätten ſich ihres Nachwuchſes gefreut. Die heutige Jugend ſuche ihr Vergnügen auswärts, komme ſpät in der Nacht heim und gehe am folgenden Tag mißmutig an die Arbeit.

Wenn das Geſpräch dieſe Wendung nahm, duckte ich mich in die Sofaede, wußte ich doch, jezt kommt ein Kapitel über die heutige, verdorbene Jugend. Beſonders der

Kleidermode war er feind. Er konnte nicht leiden, daß die Landmädchen die „währſchafte“ Bauertracht nicht mehr tragen wollten und gleich den Städtern in fadenscheinigen kurzen „Fähnchen“ daher kommen. Daß man im leichten loſen Kleide wöhler iſt und leichter ſchafft, wollte er nicht gelten laſſen und der Refrain dieſer Diſputationen war: früher habe ein Weibervolk noch etwas vorgeſtellt, jezt ſehe man nur noch ſo „Gümper“. Obſchon ich nie zu den Modernen gehörte, bot er mir doch wiederholt eine Silbermünze an, um Stoff für in und an das Kleid zu kaufen. Oft ſchon habe ich mich gefragt, was er wohl zu den Bubi-köpfen ſagen würde! In Herzwil gibt es zwar noch keine und ich kann mir nicht vorſtellen, daß ſich eine Herzwiltöchter könnte die Haare ſchneiden laſſen. Aber wer weiß? Das Rad der Zeit geht ſeinen Gang und der Großvater hat auch noch fliegen geſehen!

Der Verfaſſer der Chronik ſpricht von prunkvollen Gewändern der alten Herzwiler. Auch da muß ich widerſprechen. Brunten paßt gar nicht zu ihrer Art. Sonſt ſchaue man nur die Jahrhunderte alten Bauten an. Die ſind gleich ihren Erbauern ſchlicht und feſt und weiſen nichts Probenhaftes, Auffälliges auf, wenn ſie auch Sinn für das Schöne verraten. Ich kann mich keiner baulichen Umänderung freuen, ſo begründet ſie auch ſein mag. Mir iſt immer, als reiße man mir mit jedem Stück Holz ein Stück der Heimat weg und es reut mich, das Werk der Ahnen verändern zu ſehen. Auch halten die dicken Eichenſchwellen noch lange ſo gut wie die heutigen Betonmauern.

Nun bin ich aber von der Kleidung abgekommen. Freilich wurde vom Beſten eingekauft, ſonſt hätte der Großvater die goldene Hochzeit nicht im Hochzeitskleide feiern können. Aber Auffälliges wurde nichts getragen. Die Frauen trugen die Tracht. Dieſe wurde aber nur auf die Hochzeit neu angeſchafft und hielt ein Leben lang aus und wurde gar noch von der Tochter getragen. Es gab alſo nicht jeden Regentag etwas Neues und nur bei beſonderen Anläſſen zeigte man ſich im Sonntagsſtaat.

Wir Jungen können den Ahnen nicht genug danken für das Heim, das ſie uns erworben, durch die Jahrhunderte in guten und ſchlechten Zeiten erhalten und ausgebaut. Wiſſen wir doch, wie ſchwer die Scholle ihren Mann nährt! Zudem vermehren ſich die Heimweſen nicht gleich den Bauernſöhnen und es koſtet jeden Vater unfägliche Mühe, die Kinder zu verſorgen. Darum kann ich nicht dulden, daß man unſere Vorfahren als Praſſer und Brunter darſtellt. Neidern möchte ich empfehlen, ihr Leben nachzuahmen. Sicher kommen ſie in jedem Beruf viel raſcher und leichter zu Wohlſtand, als es bei der Landwirtschaft möglich iſt.

Aber ſchön iſt's „eineweg“ und geſund dazu!

## Material.

Skizze von Henry Worthington.

Autorisierte Uebertragung von Frank Andrew.

„So ſpät kommen Sie, Ethel“, ſagte Frank vorwurfsvoll, als er ſeinem Beſuch mit ausgeſtreckten Händen entgegen eilte. „Ich dachte ſchon, ich müßte vergeblich warten.“

„Zeitiger konnte ich heute wirklich nicht fort“, erwiderte Ethel Harven mit ihrem entwaffnenden Lächeln, „Frau Rogers hatte Gäſte und da mußte ich natürlich auch ſchon etwas länger bleiben.“

Mit Entzücken ſchaute Frank auf die zarte, kleine Figur an ſeiner Seite, als er, wie faſt jeden Tag ſeit nunmehr ſchon beinahe zwei Wochen, ſie den Weg zu der ſchattigen Bank im Garten führte. Immer wieder ſchien es ihm unwirklich wie ein Traum, daß dieſes reizende, gepflegte Mädel aus London bei ihm auf der nächſteren, primitiven Farm Südafrikas mit ſeiner Geſellſchaft vorlieb nahm. Seitdem er vor ſechs Jahren als jüngſter Sohn einer verarmten Offiziersfamilie in die Kolonie gekommen war, um hier

trotz seiner gänzlichen Vermögenslosigkeit den Versuch mit einem neuen Leben zu wagen, hatte er außer einigen Eingeborenen und ein paar Nachbarn kaum einen Menschen zu Gesicht bekommen. Aber dann hatte er Ethel getroffen und all die Schwere und Einsamkeit seiner Arbeit und seines Lebens, die ihn in den letzten Jahren schon fast hatten zu Boden drücken wollen, waren verschwunden.

Sie war bei den Rogers, den Besitzern der benachbarten Farm, zu Besuch. Bei seiner ersten Begegnung mit ihr hatte es ihm geschienen, als ob plötzlich ein Stück seines geliebten London in die afrikanische Wüste verlegt worden sei: moderne, wenn auch für den Aufenthalt in diesem rauhen Lande praktisch ausgewählte Kleider; sorgfältig gepflegtes, seidig glänzendes Haar — die ganze Erscheinung ein krasser Gegensatz zu den einfachen, hart arbeitenden Farmersleuten seiner Umgebung. Tausend Fragen hatte er für sie gehabt; nach London, nach den Theatern, nach all den Orten und Dingen, von denen er sechs Jahre schon entfernt war und nach denen er all diese Zeit gehungert hatte. So war er rasch mit ihr gut Freund geworden und in den nächsten Tagen hatte er sie fast regelmäßig auf eine halbe Stunde oder so getroffen, eine halbe Stunde, auf die er den ganzen Tag als den Augenblick wartete, der ihm jetzt zum erstenmal das Leben wieder erträglich zu machen schien. Kein Wunder, daß ihre kurze Verspätung ihn fast verzweifelt gemacht hatte.

„Morgen könnten wir doch jetzt endlich den Ausflug auf die Veld-Höhe machen, zu dem Sie mir Ihre Begleitung versprochen haben“, bat Frank, als er an der Seite seines Gastes im Garten saß.

Schon vor einer Woche hatte Ethel eingewilligt, die romantische Bergreihe in Franks Gesellschaft zu besteigen, und für ihn hatte dieser Ausflug in den letzten Tagen besondere Bedeutung gewonnen. Er wußte nur zu gut, daß Ethel in Kürze nach London zurückkehren würde, wenn ... ja, wenn er sie nicht dazu bewegen konnte, für immer hier zu bleiben! Er war sich über die Vermessenheit klar, dieses an die Großstadt und augenscheinlich auch an einen gewissen Luxus gewöhnte Mädel zu bitten, sein Leben, das einsame, anspruchslose Leben eines hartkämpfenden Farmers zu teilen. Aber andererseits hatte sie in der Zeit ihrer Bekanntschaft soviel Interesse gezeigt für die Dinge, die sein Dasein ausmachten, hatte so offensichtlich versucht, ihn und seine Arbeit kennen zu lernen, daß er es bei dem versprochenen Ausflug wagen wollte, sie um ihr Bleiben für immer zu bitten. Freilich, von ihr selbst wußte er beinahe gar nichts; allen seinen mehr persönlichen Fragen war sie eigentlich immer geschickt irgend wie ausgewichen. Aber auf jeden Fall würde er versuchen, mußte er versuchen, diese Frau, die sein Glück ausmachte, zu gewinnen.

„Wenn wir bei Sonnenaufgang auf dem Weg sind, könnten wir den ganzen Ausflug recht gut in einem Tag machen“, bat daher Frank jetzt weiter. „Der Aufstieg ist weniger beschwerlich, als es von hier scheint, und ...“

„Leider werde ich Sie trotzdem nicht mehr begleiten können“, unterbrach ihn jedoch Ethel wider alles Erwarten. „Sehen Sie, Frank, ich ... ich reise schon morgen gegen Abend nach Kapstadt ab ... heute kam ein Telegramm ... ich muß fort.“

Ganz erschrocken schaute Frank sie an. Morgen schon fort? Für immer fort? Ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte, ihr von seinen Zukunftshoffnungen zu sprechen? Unmöglich! Und jetzt etwa sofort sein Schicksal in die Hand nehmen und die entscheidende Frage an sie richten? Nein, er mußte noch eine Spanne Zeit haben ... sich alles zu recht legen ... zuviel hing von dem richtigen Eindruck seiner Worte ab ... ihr Abschied kam so plötzlich ...

„Wenn Sie wirklich nicht länger bleiben können ... Ich muß Sie unbedingt morgen noch sprechen, Ethel ... ich möchte Sie etwas fragen ... wo kann ich Sie noch sehen? ...“

„Nachmittags möchte ich noch einen letzten Spaziergang machen, um Abschied von allem zu nehmen. Wenn Sie mich begleiten wollen ...?“

Unträglich lang schienen Frank die Stunden am nächsten Tag, bis er ihr endlich entgegengehen konnte. In den schlaflosen Ewigkeiten der Nacht hatte er sich wieder und wieder überlegt, was er zu ihr sagen wollte. Oh, es würde, es mußte ihm gelingen, sie zu gewinnen; er konnte ihr so oft gezeigtes Interesse ja unmöglich mißdeutet haben ...

Als er zu dem vereinbarten Treffpunkt kam, war sie nicht dort. Natürlich, in seiner Ungeduld war er zu früh gekommen. Jeden Augenblick mußte sie jetzt hinter der kleinen Anhöhe auf dem Weg von Rogers Farm auftauchen und dann ... die nächste halbe Stunde würde ihm sein Glück bringen.

Als die Sonne ihre letzten Strahlen über die Felder schickte, um, abschiednehmend für den Tag, noch einmal die Spitzen von Bergen und Bäumen in ihren goldenen Schimmer zu hüllen, ging Frank müde, Schritt für Schritt, den Weg zu seiner einsamen Farm zurück. Er hatte vergeblich gewartet, schier endlos, verzweifelt gewartet. Ethel war nicht gekommen!

Später hörte er, daß sie schon am Morgen den Frühzug von der nächsten kleinen Station genommen hatte. Nein, Nachrichten hatte sie für ihn nicht zurückgelassen.

Schmerz und Enttäuschung haben ihre schärfste Schneide, bevor Gewohnheit und die Erfordernisse des Alltags ihren wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben. Wochen, ja Monate hoffte Frank bei jeder Post von ihr zu hören. Ihr großzügiger Abschied, ihre plötzliche Abreise: für all das mußte es ja eine Erklärung geben. Gewiß würde sie ihm schreiben, würde Nachricht von sich geben. Wenn nicht früher, dann sicherlich sobald das neue Frühjahr sie wieder an die Zeit erinnern würde, da sie mit ihm zusammen so eifrig über all seine kleinen und großen Schwierigkeiten gesprochen hatte, über all die Hoffnungen, die der Frühling für den Landmann birgt.

Und diese Hoffnung auf den Frühling half Frank durch die langen, trüben, freudlosen Tage des Winters, an denen er immer wieder und wieder ihr Bild vor seine Augen rief und zu ihr sprach, als ob sie bei ihm wäre, als ob sie auf seine eifrigen Fragen Antwort geben könnte. Im Frühjahr würde er Nachricht von ihr haben und die so plötzlich gelockerten Fäden wieder aufnehmen können.

Eine Nachricht kam wirklich. An einem jener Tage, wie er sie im Vorjahr glücklich und hoffend mit ihr gebracht hatte, war seine Post von zu Hause gekommen; eine halbe Stunde stiller Freude saß er bei seinen Briefen und las die Neuigkeiten, die seine Mutter und ein paar Freunde ihm aus der Heimat zu berichten wußten. Schließlich die Zeitungen und Zeitschriften, die fast seinen einzigen Kontakt mit dem Geschehen der weiteren Welt herstellten.

Dann plötzlich sah er ihr Bild. Das illustrierte Blatt zeigte sie in wundervoller Ähnlichkeit, lächelnd, wie er sie im Geiste in all diesen langen Monaten vor sich gesehen hatte. Einen Augenblick schien sie leibhaftig wieder vor ihm zu stehen, die Sonne auf ihren Haaren und die Augen strahlend.

Und dann las er den kurzen Text unter dem Bild. „Ethel Harven, die talentierte, jugendliche Verfasserin verschiedener vielgelesener Erzählungen, hat soeben ihr neuestes Werk, einen südafrikanischen Roman, fertiggestellt. Die Charaktere dieser Schilderung des kolonialen Farmerlebens, die sich um die Figur eines jungen Landmanns gruppieren, sind von besonders klarer, realistischer Zeichnung, die auf ein sorgfältiges, wohlgedachtes Studium deuten. Es heißt, daß die Verfasserin selbst einige Wochen in der Kapkolonie verbracht hat, um das nötige Material an Ort und Stelle zu sammeln. Das Buch wird noch in diesem Frühjahr erscheinen.“

Material!